

In diesen Tagen mühen sich Tausende von Deutschschweizer Jugendlichen in den Aufnahmeprüfungen für das Gymnasium ab, und vielen droht eine Enttäuschung. So liegt im Kanton Zürich die Erfolgsquote traditionell unter 50 Prozent. Der Weg an die Gymnasien und Universitäten der Schweiz ist steinig. Zudem hängt er entscheidend von der sozialen Herkunft ab. In einer Studie mit Benita Combet (Universität Konstanz) haben wir den Bildungsweg derjenigen Kohorte von Jugendlichen verfolgt, die im Jahr 2000 an der ersten Pisa-Studie teilgenommen hatte (TREE1). Angaben zu den Ausbildungen und Berufen ihrer Eltern ermöglichen es, die Jugendlichen vier gleich grossen sozialen Schichten zuzuordnen.

Was zeigen die Resultate? Im Alter von 26 Jahren verfügten in der Pisa-Kohorte 43 Prozent der Kinder aus der obersten sozialen Schicht über einen Uni-Abschluss, aber nur gerade 12 Prozent der Kinder aus der untersten sozialen Schicht. Kinder aus höheren Schichten wachsen oft bildungsnahe auf und zeigen daher bessere Schulleistungen. In einem zweiten Schritt haben wir nur Jugendliche verglichen, die mit 16 Jahren dieselben Schulnoten hatten, im Pisa-Test gleich abschnitten und im selben Sekundarschul-Typus lernten. Der einzige Unterschied betrifft die soziale Schicht ihrer Eltern. Ein Blick auf die Bildungsabschlüsse zehn Jahre später – im Alter von 26 Jahren – zeigt, dass doppelt so viele Kinder aus der obersten Schicht über einen Uni-Abschluss verfügten als Kinder aus der tiefsten Schicht. Obwohl diese Kinder im Alter von 16 Jahren dieselben schulischen Fähigkeiten aufwiesen. Die Ergebnisse bestätigen, dass in der Schweiz die elterlichen Ressourcen die Ausbildung besonders stark beeinflussen.

Diese Chancenungleichheit könnte mit vier Reformen verringert werden. Dazu gehört erstens eine Stärkung der vorschulischen Bildung und Betreuung. In keinem Lebensabschnitt ist der Einfluss der sozialen Herkunft auf die kognitive und sozio-

Bildungspolitik – der Weg zu mehr Chancengleichheit

Im Kampf um die wenigen Plätze an den Berner, St. Galler und Zürcher Gymnasien setzen sich primär diejenigen Familien durch, die am meisten Ressourcen einsetzen können für Lehrerkontakte, Sprachaufenthalte, Nachhilfestunden und Prüfungsvorbereitungskurse.
Gastkommentar von Daniel Oesch

emotionale Entwicklung stärker als in den Jahren vor dem Schuleintritt. Langzeitstudien zeigen, dass sich Investitionen in frühkindliche Bildung für die Gesellschaft im Allgemeinen und für Kinder aus benachteiligten Familien im Besonderen lohnen. Entscheidend sind dabei die Qualität, die Quantität und die Erschwinglichkeit der vorschulischen Betreuung – und nicht die Frage optimaler Marktbedingungen für private Anbieter. Die frühkindliche Bildung sollte Teil des öffentlichen Bildungsauftrags werden. – Zweitens die im internationalen Vergleich frühe Trennung von Kindern in Schultypen auf der Sekundarstufe I (in der Regel mit

12 Jahren): Je früher die Selektion, desto stärker der Einfluss der sozialen Herkunft. In einem Einwanderungsland wie der Schweiz ist diese vorzeitige Selektion besonders problematisch, weil viele Jugendliche aus fremdsprachigen Familien ihr schulisches Potenzial erst später entfalten. Die Zuteilung in schwächere Schultypen bremst nicht nur die Lernentwicklung der betroffenen Jugendlichen, sondern schmälert auch deren Aussichten auf eine anspruchsvolle Berufslehre. – Eine dritte Reform betrifft die Stärkung der Berufsmatura. Deren Einführung und der Ausbau der Fachhochschulen sind eine Erfolgsgeschichte. Dadurch wurde die Be-

rufsbildung aufgewertet und die Chancengleichheit verbessert. Die soziale Herkunft spielt eine geringere Rolle für den Zugang zu den Fachhochschulen als für jenen zu den Universitäten. Doch der Anteil der Jugendlichen, die eine Berufsmatura erwerben, stagniert seit Jahren bei nur 15 Prozent einer Altersklasse. Die Berufsmatura muss ausgebaut werden, um mit den wachsenden Anforderungen auf dem Arbeitsmarkt Schritt zu halten. In Deutschland wird heute ein Drittel aller Lehrstellen an Abiturienten vergeben – im kaufmännischen und Finanzbereich ist es die grosse Mehrheit.

Eine letzte Baustelle betrifft die gymnasiale Matura. Kantonale Maturitätsquoten von 15 (St. Gallen), 18,5 (Bern) oder 20 Prozent (Zürich) schaffen zu viele Verlierer. Viele Jugendliche versuchen erfolglos, eine Hochschulbildung zu erlangen, und viele Unternehmen versuchen erfolglos, inländisches Personal mit Hochschulbildung zu finden. In den meisten Berufen, die einen Hochschulabschluss erfordern, herrscht Fachkräftemangel. Nur dank starker Einwanderung wird er gemeistert.

Mit einer Anhebung der gymnasialen Maturitätsquote auf das Niveau der lateinischen Schweiz (25 bis 30 Prozent) wäre vielen Jugendlichen und Unternehmen gedient. Zudem würde die Chancengleichheit verbessert. Denn im Kampf um die wenigen Plätze an den Berner, St. Galler und Zürcher Gymis setzen sich heute diejenigen Familien durch, die am meisten Ressourcen einsetzen können für Lehrerkontakte, Sprachaufenthalte, Nachhilfestunden und Prüfungsvorbereitungskurse. Die Bildungsaspirationen vieler Arbeiter- und Ausländerkinder werden enttäuscht. In der Verantwortung stehen diejenigen Kantone, die an einem elitären Numerus clausus bei den Gymnasien festhalten, der sozial ungerecht und ökonomisch ineffizient ist.

Daniel Oesch ist Professor für Soziologie an der Universität Lausanne.